



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Von dem Ursprung und den Absichten des Uebels

Villaume, Peter

Frankfurt und Leipzig, 1787

VIII. Kap. Vom Eitelsinn

[urn:nbn:de:hbz:466:1-49692](http://urn.nbn.de/hbz:466:1-49692)

Leidenschaften beschränkt wären, der Mensch schlaftrig, unthätig bleiben, oder doch sehr langsam fortgehen müste, sobald er seine Gränzen erreicht haben und die Triebfedern ihre Kraft verloren haben würden.

Die Begierden und Leidenschaften müssen also zu der Veredlung des Menschen einen Charakter von unbestimmbarer Ausdehnung haben.

Diese unbestimmbare Ausdehnung ist es eben, welche die Begierden und Leidenschaften zu eigentlichen Uebel machen. Folglich ist das moralische Uebel eine vortreffliche Einrichtung Gottes, um den Menschen immer höher zu heben, immer vollkommner zu machen.

Nun will ich von einigen moralischen Unvollkommenheiten insbesondere handeln.

VIII. Kapitel.

Vom Eitelsinn.

Nichts scheint den Menschen mehr zu verkleinnen und mehr zu Irrungen zu verleiten, als der Eitelsinn.

Ich nenne Eitelsinn überhaupt die Schäzung der Dinge über ihren Werth für unsre

Glückseligkeit, nach den Gesetzen der simplen Natur.

So nennt man Eitelsinn, oder Eitelkeit, die Liebe zu Zierrathen, welche gar kein Naturbedürfniss befriedigen, die weder zur Erhaltung noch zur Bequemlichkeit des Lebens dienen.

Es wäre leicht, alle moralische Vergehungen aus dem Eitelsinn herzuleuen — Denn jedes moralische Vergehen setzt ein unrichtiges Urtheil von dem Werth der Dinge voraus. Dieses unrichtige Urtheil aber macht das Wesen des Eitelsinns aus.

Ehe wir aber über diesen Fehler ein Endurtheil ergehen lassen, müssen wir bedenken, daß die Natur selbst den Menschen dazu verleitet. Wie geschieht das?

Die Natur, d. h. der Schöpfer, bietet uns manches dar, das für uns, zur Erhaltung, zur Bequemlichkeit des Lebens gar keinen Nutzen hat, und doch mit Schönheit und Pracht begabt ist. Ja der ganze Plan der Schöpfung um uns her scheint darnach angelegt zu seyn. Das Korn, der Winstok, die edelsten Produkte der Erde, wenn der Nutzen für uns den Adel, die Vortrefflichkeit ausmacht.

macht. — Das Korn, sage ich, und der Weinstok entbehren fast alle Zierde der andern Gewächse. Ersteres hat nicht einmal das angenehme Laub des weit geringeren Grases. Der Weinstok hat keinen Stamm; schwache, unansehnliche, kriechende Zweige sind die Stütze der herrlichsten Frucht. Blumen haben beide Pflanzen nicht; ihre Blüte ist ohne Farbe und Gestalt. Unnütze Gräser hingegen prangen mit glänzenden Blumen — die Nessel blüht unvergleichlich schöner, als der Weinstok. Die prächtige Tulpe, die sanfte Rose, und tausend andre Blumen tragen bei aller ihrer Schönheit keine Frucht. Sie sind prächtig und unnütz. Die Linde, die wilde Castanie — lauter Bäume, deren Werth — (wenigstens in Vergleichung mit vielen andern) — wir noch nicht finden können, prangen mit einem schönen Wuchs, und edelgestalteten Blumen. Der Apfelbaum ist ein Krüppel, den man in einen Winkel verweisen muß, wenn er den Lustgarten nicht verunstalten soll. Bei den Thieren ist es fast einerlei. Wenn das brauchbare Pferd schön ist, so ist der furchtbare Löwe, der schreckliche Tyger, noch schöner; der Ochs und das Schaaf, die nützlichsten Thiere, sind weit unter seinen edlen Gestalten. Ueberall scheint der Schöpfer das Nützliche mit wenig

Reizen, und das Unnütze mit der größten Schönheit versehen zu haben. Konnte Er nicht anders machen? Das dächte ich doch — Wäre es denn unmöglich, daß der Weinstok eine Blume hätte, wie die Tulpe? Die Unmöglichkeit ist wenigstens nicht abzusehen. War diese Einrichtung aber nicht nöthwendig, so müssen Absichten dabei stattfinden. Welche sind nun diese Absichten?

Vielleicht wollte der Schöpfer seine Menschen dadurch solide Urtheile und Bescheidenheit lehren. Der Mensch sollte Realität vom Scheine unterscheiden, die glanzlose Vortrefflichkeit schätzen, den leeren Schimmer verachten — dem bescheidenen Weinstok ähnlich zu werden trachten, Früchte tragen, ohne den Schimmer zu suchen — u. dergl. mehr.

Sehr gut — in einer Predigt über die Demuth würde sich diese Betrachtung nicht übel ausnehmen, und möchte manches Herz bewegen. Ist sie aber so gründlich, als scheinbar und rührend? Ich zweifle.

Denn; 1) Ist diese Betrachtung gewiß nicht das Resultat des ersten Anblicks — sie ist viel zu fein, zu sehr entfernt; sie setzt manches voraus. Der Mensch kann erst nach langen Vorbereitungen dahin kommen,

2) Konn-

2) Konnten die leeren Schönheiten nur wegbleiben, so würde der Mensch keine Veranlassung gehabt haben, eiteln Glanz zu schätzen. Da war es dann nicht nöthig, ihn glanzloses Verdienst schätzen zu lehren; denn er hätte immer nur auf Nutzen, nie auf Glanz gesehen.

Man könnte, deucht mir, annehmen, daß die erste Wirkung eines Dinges allemal die Hauptabsicht des Schöpfers bei der Bildung dieses Dinges gewesen ist. Der Mensch ist lange sinnlich, ehe er sich zu höhern Betrachtungen erhebt. Welche ist nun aber die erste Wirkung, der sinnliche Eindruck jener nutzenlosen Schönheiten?

Gewiß, daß sie den Sinnen gefallen, daß der Mensch sie suche, sie schätze. Hätte dabei der Schöpfer eine andre, eine entgegengesetzte Absicht gehabt, wahrlich Er hätte seine Absicht meistentheils verfehlt.

Also war die moralische Absicht des Schöpfers, daß der Mensch nutzenlose Dinge schätzen lernen sollte.

Die Schätzung nutzenloser Gegenstände der Sinne ist Eitelsinn; also verleitet uns die Natur selbst zum Eitelsinn.

Wozu aber das? Mir deucht, ich sehe darin
eine bewundernswürdige Absicht.

Wenn der Mensch nichts als das Nützliche
zu schätzen wüste, wäre vorerst seine Einsicht
und der Kreis seiner Gefühle sehr eingeschränkt.
Man nehme aus unsrer Sphäre alles, was ei-
gentlich nicht nützt, und man sehe, wie viel
uns übrig bleiben wird. Wir fallen unter den
Neger herab, denn der Neger zierte sich noch
mit Muscheln und Ringen und Glascorallen —
Der Lappe und der Feuerländer möchten un-
sre Muster seyn.

Zweitens würden wir durch diesen soliden
Sinn uns auf die bloßen Leibesbedürfnisse
einschränken. Denn wenn wir nur das Na-
türliche schätzen, wenn wir nicht darüber weg-
sehen, so bleiben wir gerade bei den physischen
Bedürfnissen stehen; es kann keine Neugierde
stattfinden, welche uns höhere Kenntnisse zu Be-
dürfnissen macht. Mit dieser soliden Philosophie
also — wenn sie verfangen wollte — würden
wir gerade zu blos thierisch sinnlichen Geschöpfen
herabsinken. Sie wird aber nicht verfangen;
dafür hat der Schöpfer gesorgt.

Der Mensch sollte zur Geistigkeit erhoben,
von den Sinnen abgezogen werden — er sollte
sich

sich nicht blos auf seinen sinnlichen Nutzen einschränken, sondern höhere Vortrefflichkeit schätzen lernen — Er ist aber vorerst blos sinnlich — er müßte also, durch die Sinne, von den Sinnen abgezogen werden: edlere Sinne müßten ihn über die gröbren erheben. Es war also nöthig, daß er etwas anders, als das bloße Nützliche schätzen lernte; er mußte auch nutzenlose Schönheiten vor Augen haben, solche fühlen, lieben, suchen.

Von jeher hat der Mensch den Plan der Schöpfung, nach seiner eignen Schwachheit, nach den unbesonnenen Wünschen seiner Bequemlichkeit, beurtheilt, und diese Wünsche zu Gesetzen der Schöpfung und zu Glaubensartikeln erhoben. — So ist auch seine Moral entstanden. Die Schwachheiten seines Nebenmenschen standen ihm im Wege, er verdammte sie, glaubte und lehrte, daß solche Unvollkommenheiten Gott eben so missfällig seyn müßten, als sie ihm selbst waren; nun konnte er sich in den Plan Gottes nicht finden, alles war ihm dunkel und verworren, weil er nicht suchte, was darin ist; sondern das finden wollte, was er hineingedichtet hat.

Der Eitelgeist, die Wurzel der Eitelkeit und vieler Irrungen des Menschen, ist also

eine Stufe zu einer höheren Vollkommenheit. Auf dieser Stufe steigt der Mensch zu der Geistigkeit, zu der moralischen Vortrefflichkeit hinauf.

Und diese haben wir so sehr getadelt! — Es ist uns, wie dem Hirsch in der Fabel, ergangen. Wir haben manches gepriesen, was uns nachtheilig seyn würde, und manches getadelt, das uns die vortrefflichsten Dienste leistet.

Die Eitelkeit, oder wenigstens doch die Grundlage der Eitelkeit, die Ehrsucht und die Ehrliebe, sind die Quellen der mehrsten, grossen und schönen Handlungen. Man wird sagen, daß dies ein Fehler ist, — kann seyn — der Fehler aber ist sehr heilsam. — Es wäre besser, aus dem Gefühl eigner Vollkommenheit, und der Vortrefflichkeit der Tugend, zu handeln! Vielleicht.

Denn einmal — wenn vortreffliche Thaten nur geschehen, so wollen wir nicht so genau auf die Triebfedern sehen, wodurch sie erzeugt werden. Es wird doch immer ein Interesse zum Grunde liegen, welches es auch ist.

Zweitens — wenn der Mensch, nach der Lehre eines strengen Stoicismus, nur auf seine eigene Ver vollkommenung, und auf die innre Vortrefflichkeit der Tugend sehen; oder wenn wir, nach

nach dem Mönchs begriff von der Demuth, alles
Gefühl von Ehrliebe ersticken wollen —
gesetzt auch, daß wir eben so viel Gutes wir-
ken, als wir sonst aus Ehrgefühl immer thun
können; gesetzt, wir strengten alle Kräfte an —
was doch immer sehr zweifelhaft bleibt —
was wäre dabei gewonnen? Allerdings hätten
wir uns immer einer mächtigen Triebfeder be-
raubt; wir hätten eine angenehme Belohnung
unserer Anstrengung verloren. Und, es ist
kein bewährtes Mittel, besser zu werden, wenn
man sich die Kräfte und Netze zum Guten
nimmt. Ein Gut, ein unschätzbares Gut, wür-
de unfehlbar dadurch vernichtet.

Auf der Verbindung der Menschen mit ein-
ander beruht ihre Menschheit, ihre Vervoll-
kommenung. Die Menschen können also nie
zu eng und zu fest mit einander verbunden
werden. Jedes Band also, welches sie ver-
bindet und von einander abhängig macht, ist
ein wünschenswertes Gut, ein Mittel zu ih-
rer Veredlung. Nun aber ist die Ehrliebe,
oder, wenn man will, die Eitelkeit wahrhaftig
keines von den schwächsten Banden der Mensch-
heit. Fast alle andre Begierden der Menschen
können ohne fremde Hülfe, oder doch durch die
Hülfe weniger Menschen befriedigt werden.

Die

Die Ehrliebe allein lebt nur in der Gesellschaft, in großen Verbindungen. Sie allein fesselt den Menschen an die ganze Menschheit. Dem Ehrliebenden ist also die Menschheit von größerem Werthe, als dem, der sich in seine Tugend einschüttet. Sie ist ihm Bedürfniß.

So erweitert der Ehrgeiz das Herz, und mit ihm den Geist — und, wahrlich! was die Seele erweitert ist kein Grundübel.

Man denke sich die Ehrliebe weg, die menschliche Gesellschaft aber mit ihren Bedürfnissen, und die Menschen mit ihren übrigen Leidenschaften, wie sie jetzt sind. Hier muß ein Mann aus dem Schoos seiner Familie, aus den Armen seiner jungen Geliebten, aus dem Cirkel seiner heranwachsenden Kinder, seiner Freunde, sich reissen; dem Genuß des Lebens, der Ruhe des Reichthums entsagen — Sein Fürst oder sein Vaterland fodern ihn dazu auf; er soll zu ihrer Vertheidigung in die Gefahren des Krieges eilen; Gesundheit, Glieder und Leben nicht achten; oder er soll eine beschwerliche Reise unternehmen. — Dort arbeitet ein Anderer an der Aufklärung seiner Mitbürger, und opfert den Wissenschaften sein Vergnügen, seine Gesundheit, sein längeres Leben auf — Fernerhin entwirft ein dritter Geseze, macht Plane

Plane zum Wohl der Menschheit, oder sitzt auf dem Richterstuhl, um Gerechtigkeit zu handhaben, Ruhe und Friede unter den Bürgern zu erhalten — Noch ein Andrer sorgt für die Armut, er sucht Hülfe und verwendet sie — Hier eilt ein Arzt von einem Siechbette zum andern, überall ist er von widrigen Gegenständen umgeben — Nehmet diesen allen den Ehrtrieb — die Eitelkeit, wenn ihr wollt — womit wollt ihr sie antreihen — ? Womit wollt ihr sie für ihre Mühe, für die Opfer, die sie bringen, belohnen ?

Wollt ihr etwa sagen, sie hätten ihren Lohn, sie würden bezahlt? — Ihr Lieben! — wißt ihr nicht, daß man diesen Lohn durch allerlei Mittel und Wege, auch ohne Mühe und unverdient, erschleichen kann? Wenns nur ums Brod zu thun ist; o da kann man nur den Schein annehmen, thätig thun, und müßig seyn. In den mehrsten Fällen wird die Zeit bezahlt, die schlechte Arbeit ohngeehr so, wie die gute, belohnt. Deinem Arzte mußt du das Honorarium geben, wenn er dich zum Krüppel oder zu Tode kurirt, eben so gut, als wenn er dich gesund macht. In allen Gewerben gibt es einen Kunstgriff, Belohnungen zu erhalten, ohne sie zu verdienen.

Und

Und womit willst du einen Schwerin belohnen, der auf dem Schlachtfelde liegen bleibt? Womit — mit welcher Summe einen Heinrich von Preußen, einen Ferdinand von Braunschweig — ? Sie konnten ruhig leben; sie hatten der Genüsse viel, des Goldes genug. Statt bei ihren eifrigen Diensten zu gewinnen, legten sie von dem ihrigen zu, um ihren Dienst recht zu thun. Aus welchen Schäzen wird der Staat alle die Männer belohnen, deren Dienste er bedarf? Strenger Sittenrichter! sieh dich vor — um ein Uebel auszurotten, möchtest du alles verderben! Eifer, Treue, Aufopferungen, lassen sich nicht mit Geld erkaufen — Und wären sie feil, so würde in allen Minen Vorus nicht Gold genug für die Bedürfnisse eines mäßigen Staates seyn. Dank sei es dem Schöpfer, daß er dem Menschen ein ehrliebendes Herz gegeben! Die Quelle der Belohnungen — denn Belohnungen muß es doch geben — versiegte nie; es werden Thaten gethan, die das knechtische Gold nie erzeugen könnte.

„Läß Menschenliebe die Stelle des zweideutigen Ehrgeizes vertreten! „ O ja, das wünschte ich auch. Die Menschenliebe könnte eben solche Thaten thun; und sie wäre weit reiner,

reiner, weit edler. Allein — so weit wird vielleicht die Menschheit in der Tugend einst kommen; für jetzt ist sie dahin noch nicht — Könnte sie es seyn? Das ist eine andre Frage, die wir wohl nicht ausmachen können. Wir müssen den Menschen nehmen, wie er ist, und nicht, wie wir ihn etwa in frommen Träumen wünschen möchten.

Es ist zu bemerken, daß die Ehrliebe von, Neuholland bis zu den Samojeden, und von Japan bis zu Californien herrscht. Ueberall sind die Aeußerungen derselben verschieden, aber der Trieb ist derselbe. Ein so allgemeines Gefühl gehört zu dem Wesen des Menschen; und was zum Wesen des Menschen gehört, das ist Gottes unmittelbares Werk —; und Gottes Werke sind gut.

Läß also immerhin den Ehrtrieb ein Fehler seyn — so thut dieser Fehler die vortrefflichsten Dienste.

*) „Es ist mit den Königen und Ministern (sagt, wenn ich mich nicht irre, Voltaire) nicht

*) Il n'en est pas des Rois et des Ministres comme des femmes, dont on dit, que celles, dont on parle le moins, sont les meilleures. Il faut qu'un prince, qu'un premier Ministre aime l'éclat

„nicht so, wie mit dem weiblichen Geschlechte
 „beschaffen. Von diesem sagt man, das Weib
 „ist das beste, wovon man am wenigstens
 „spricht. Ein Fürst aber, und ein erster
 „Minister, müssen die Ehre und den Ruhm lie-
 „ben. Gewisse Leute sprechen, die Ehrliebe sey
 „ein moralischer Fehler; der Fürst aber, der
 „diesen Fehler nicht hat, wird nimmermehr
 „etwas Großes thun.“ Das ist von meh-
 reren Menschen wahr.

Und Haller — er spricht:

Der Staaten schlechtester, ist der von eiteln
 Weisen.

Zeigt findet jede Pflicht ihr eigen Maß Ver-
 stand.

Muß ich sagen, daß das Wort eiteln, heißt:
 lauter, und nicht, voller Eitelkeit? Mancher
 Leser möchte es unrecht verstehen.

*) „In einer Insel voll von lauter voll-
 „kommenen Stoikern, sagt Maupertuis, ver-
 „kennt

l'eclat et la gloire. Certaines gens disent, que
 c'est un défaut en morale; mais s'il n'a pas ce
 défaut, il ne fera jamais rien de grand.

• Dans une île remplie de parfaits stoiciens
 chaque Philosophe, ignorant les douceurs de la
 confiance et de l'amitié, ne pense qu'à se se-
 questrer

„kennt jeder Philosoph die Unnehmlichkeit der Vertraulichkeit und der Freundschaft, und ist nur darauf bedacht, sich von den andern Menschen zu trennen. Er hat berechnet, was er von ihnen zu erwarten hat, die Vortheile, die sie ihm gewähren, und den Schaden, den sie ihm thun können: und nun hat er alle Gemeinschaft mit ihnen aufgehoben. Als ein neuer „Diogenes, setzt er seine Vollkommenheit darin, ein engeres Füß als sein Nachbar zu bewohnen.“

Noch von einer andern Seite verdient der Ehrtrieb betrachtet zu werden. Er mag so eitel seyn als er will, so gewährt er doch dem Menschen manchen Genuss. Läß diesen Genuss auch eitel, auch eine Chimäre seyn; genug, er ist ein Genuss, und der Mensch empfindet ihn mit eben dem Wohlgefallen, als wenn er der Solideste von der Welt wäre. Ich weiß nicht, welche mürrische Moral dem Menschen seine mehrsten Vergnügungen ab-

schneid-

questrer des autres hommes. Il a calculé ce qu'il en pouvoit attendre, les avantages, qu'ils pourroient lui procurer, et les torts, qu'ils pourroient lui faire, et a rompu tout commerce avec eux. Nouveau Diogène il fait consister sa perfection à occuper un tonneau plus étroit que celui de son voisin!

zter Band.

8

schneiden will; ich weiß nicht, warum sie manches für leer und eitel erklären, weil man es nicht mit Händen greifen kann, als wenn der Mensch keine andre Sinne hätte, als das Gefühl! Ich kann nicht begreifen, was man das bei gewinnt, wenn man ein Vergnügen, sollte es auch eine bloße angenehme Läuschung seyn, wegraisonnirt und weggescholten hat. Offenbar wird dadurch nur der Kreis der menschlichen Genüsse geschmälert. Man lasse ihm doch, was er hat; lieber sollte man ihm noch mehr zu geben trachten.

Wird etwa der Mensch edler, glücklicher seyn, wenn ihn nichts mehr befriedigt, als was er in den Mund oder in den Kasten stecken kann? Ich dächte die Vergnügungen, selbst der Phantastie, wären doch noch edler, als die Vergnügungen des Gaumens. Ein schönes Bild, ein künstliches Gewebe hat doch mehr innern, mehr moralischen Werth, als das beste Gericht und der kostlichste Wein. Jene sind dauerhafter, gewähren ein längeres Vergnügen; sie sind Beweise der menschlichen Größe und Kunst, sie können durch die Bildung meines Geschmacks und Gefühls meine Moralität vollkommner machen.

Bin ich eitel, so suche ich einen Theil meines Glücks in dem Beifall und der Achtung
Der

der andern; ich kann aber ihre Achtung nicht wünschen, ohne sie selbst zu schätzen.^{not} Meine Eitelkeit, — daß sie mich besiegelt, ungerechinet, — zwingt mich doch zu manchem Guten, zur Ordnung und Bescheidenheit, zu einem anständigen Vertragen, und zu vielen schönen Thaten; sie hält mich von mancher Unschicklichkeit ab. Warum soll ich diesen nützlichen Sporn und Zügel dem Menschen abdeklamiren!

Wenn wir das alles wohl erwägen, so müssen wir gestehen, daß die Eitelkeit — alles, was man ihr je vorwerfen kann, zugestanden, — gewiß wenigstens eben so viel nützt als schadet, so viel Gutes als Böses erzeugt.

Man sehe, was Gutes in der Welt geschieht, und bemerke, wie viel die Eitelkeit Anteil daran hat. Federmann, der nach Beifall buhlt, muß sich andern gefällig zu machen suchen, er muß ihnen Dienste leisten, er muß wenigstens den Schein gewisser Tugenden annehmen, und so handeln, als wenn er wirklich diese Tugenden hätte.

Die Eitelkeit erzeugt die Pracht. — Diese ist die Mutter vieler angenehmer Künste — und die Künste veredeln den Menschen, bilden

L 2 seinen

seinen Geschmack, und wirken durch diesen auf die Moralität.

Artes emolliunt mores, nec sinunt esse ferros.

Das sie vielen Menschen Brod geben, hat man schon oft gesagt; es ist die gewöhnliche Entschuldigung des Luxus.

Durch die Eitelkeit angespornt, baut der Reiche angenehme Gärten, und öffnet sie dem Publikum. Dies Vergnügen hätte man nicht; es würde kein Garten da seyn, oder er wäre verschlossen, wenn die Eitelkeit nicht wäre.

Aus Eitelkeit sifftet ein Andrer eine Bibliothek; in dieser findet der Lernbegierige Hülfsmittel, welche die Seltenheit der Werke, oder seine eigne Vermögensumstände ihm versagen würde, und die er entbehren müßte, wenn die Eitelkeit nicht ihm solche reichte.

Aus Eitelkeit baut ein Dritter Hospitäler oder Schulen, oder macht andre milde Stiftungen, die für viele einen großen Nutzen haben.

Es ließen sich noch tausend Beispiele anführen von dem großen Nutzen der Eitelkeit; ich muß aufhören.

Wir müssen also ja nicht die Eitelkeit aus der Welt zu verbannen suchen. Mit ihr gienge viel Gutes verloren.

Ehr.

Ehrliebe und Eitelkeit sind immer moralische Empfindungen und Genüsse; es läßt sich also auf dieselben dasjenige anwenden, was Eberhard in seiner Apologie des Sokrates *) von den moralischen Empfindungen überhaupt sagt.

„Sollte es einige Redner, spricht der Verfasser, oder Poeten geben, die die menschliche Natur auf das bleiche Körperliche herabsetzen; so müßte man ihnen zu bedenken geben, daß sie sich dadurch sehr vortrefflicher Hülfsmittel ihrer Kunst beraubten — — — Wie viele Agathons würden nicht in dem Grunde ihres Herzens rufen: o! die ihr mir meine besten Freuden geraubt habt, ihr kalten, grausamen Seelen! Gebt mir meinen geliebten Frerthum wieder, wenn das Frerthum seyn kann, was die Seele so glücklich macht, als ich in dem Zustande war, den ihr Schwärmerei nennt. In dem Reiche des besten, gütigsten Regierers, kann nichts Frerthum seyn, was eine Quelle so vieler Glückseligkeit und Zufriedenheit ist. „

*) 1ster Band Seite 290 ff. Edition 1776.